

五

Jessica Durlacher
Die Stimme

Aus dem Niederländischen
von Annelie Bogener

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

Die Originalausgabe erschien
2021 bei de Arbeiderspers, Amsterdam,
unter dem Titel ›De stem‹
Copyright © 2020 Jessica Durlacher

Jede Ähnlichkeit mit lebenden Personen
und realen Ereignissen ist rein zufällig.

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
des Diogenes Verlags, Zürich
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2022 Diogenes Verlag AG, Zürich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-7632-7421-5

Für meine Liebsten

Es heißt, auf der Welt gebe es zu jeder Zeit
sechsendreißig besondere Menschen, und ohne sie,
ohne jeden Einzelnen von ihnen, werde die Welt
untergehen, und kein Einziger dürfe fehlen.

Nach dem Talmud

Jetzt, wo wir schon mal in New York waren, hatte Bor gesagt, könnten wir doch heiraten. Als würde er mich zu einem Ausflug einladen, in den Zoo oder so. Das schlug er am Freitag vor. Am Wochenende und am Montag war der Rabbi ausgebucht, und am Mittwoch sollten wir zurückfliegen. Es sei eine Art Gottesgeschenk, fand Bor, dass er am Dienstag noch Zeit hatte, und dann fand ich es eben auch, und sei es mit einer gewissen Zurückhaltung.

Sooft wir später versuchten, den großen Tag in Liebe zu ertränken, mit Restaurantbesuchen und Rosen und Reisen und Alkohol, jedes Mal, wenn meine Gedanken unwillkürlich zu diesem Tag zurückschweiften, schämte ich mich irgendwie.

Als wäre die Welt für unsere Leichtfertigkeit bestraft worden.

In den vorangegangenen zehn Jahren, seitdem wir zusammen waren, hatte Bor (mit vollem Namen Balthazar) nie einen Grund gesehen oder einen Anlass gefunden zu heiraten. Dabei hatte ich es öfter vorgeschlagen: am Anfang ausgelassen und atemlos, weil wir gerade erst wieder zusammen waren und ich fand, unsere neue Liebe schreie nach einem Ritual, dann in gekränktem, etwas entrüstetem

Ton, und schließlich mit leicht verärgelter Resignation. Mit der Zeit wurde mein resigniertes Seufzen zur Gewohnheit, beinahe hätte mich das Thema gelangweilt, und ich legte Bors Heiratsphobie als eine seiner vielen Marotten ad acta.

Jedes Mal, wenn es ums Heiraten ging, machte Bor sich darüber lustig, selbst nach zehn Jahren. Als wäre er immer noch sechzehn und meilenweit von den dämlichen, deprimierenden Lebenszielen der Erwachsenen entfernt – so sagte ich es einmal zu Martha, meiner Kollegin und gelegentlichen Psychotherapeutin.

Im Lauf der Jahre nahm Bor das Wort »Heiraten« kaum mehr in den Mund, und wenn, dann in so spöttischem und peinlich berührtem Ton, dass ich, die ich auf Hochzeiten von Freunden immer verdächtig emotional wurde, es nicht nur leid war, sondern zu einer Frage der Ehre erkor, es ebenfalls zu meiden.

Wenn ich das Thema doch einmal zur Sprache brachte, vor allem im Beisein anderer, dann mit ironischer Bitterkeit – es wäre »eben anscheinend nichts für uns«, außerdem wären wir längst »zu spät dran«. Bor übergang meine Bitterkeit immer mit munterer Miene.

Für ihn war Heiraten etwas, was andere machten. Am Anfang dachte ich, er würde konventionelle Rituale prinzipiell ablehnen. Später, schon etwas verärgelter, warf ich ihm vor, er würde sich aus reiner Überheblichkeit weigern zu heiraten, weil dieser Brauch ihn daran erinnere, dass er genauso sterblich sei wie alle anderen. Oder besser gesagt: genauso ein Trottel wie alle anderen.

Doch nach und nach fand ich mich mit einer etwas

milderen Variante der Wahrheit ab; ich erkannte, dass es Selbstschutz war, der Bor schon in seiner Kindheit dazu getrieben hatte, seinen Platz in der Welt in jeder Hinsicht mit Außenseitertum zu verbinden.

Er hatte gelernt, sich von Gefühlen zu distanzieren, die seine von den Launen der Geschichte geplagte Familie immer wieder in gewaltigem, herzerreißendem Maß erschütterten, selbst wenn alles relativ glatt lief. Und als begabter, lernwilliger kleiner Junge hatte er sich seinen zwei Schwestern und dem brutalen älteren Bruder nie zugehörig gefühlt.

Bor saß seine Zeit dort gewissermaßen aus, seine ganze Jugend lang; kontinuierlich polsterte er Herz und Hirn, um nicht allzu sehr unter der Erschütterung, der Hysterie und Panik seiner Eltern zu leiden, die nie über die Verwüstung hinweggekommen waren, die die Nazis in ihrem Leben angerichtet hatten. Schon als Kind hatte er sich eine Art mentaler Öljacke zugelegt, die ihn vor Regen und Kälte, Hitze und Lärm schützte, sodass niemand ihn, seinen Schmerz oder seine Sehnsüchte sah. Und das war gut so, denn seine ganze Jugend über wünschte er sich nichts anderes, als sie alle zu verlassen, weit wegzugehen, so weit wie möglich, weg von seinen Schwestern, seinem Quälgeist von Bruder, seiner nicht sehr gebildeten, überbehütenden, rührseligen Mutter. Es kostete ihn so viel Kraft, dass es ihn innerlich zerriss, doch niemand ahnte etwas davon, vielleicht nicht einmal er selbst. Das war kein geringes Opfer; und um dieser dringend notwendigen Abschottung und seinem Weggang treu zu bleiben, hatte er das Schutzpolster unbewusst auf alles erweitert, was irdisch und alltäglich war und ihn

mit anderen verband – so meine Analyse in den liebevollen Momenten.

In den weniger liebevollen stellte ich fest, dass er sein Außenseitertum manchmal zu einer Art Religion erhob, die er obendrein höher achtete als alles andere.

Zum Glück war ich da, um ihn mit der Menschheit zu versöhnen.

Schon in den ersten Wochen unserer neu erwachten Beziehung war uns klar, dass wir zusammenbleiben würden. Mit derselben Gewissheit, mit der man beim Zufallen einer Tresortür weiß: »Die ist zu«. So stand es in meinem Tagebuch, und so schilderte ich es Martha.

Martha fand diese Beschreibung besorgniserregend, aber das liegt meiner Meinung nach an ihrem Therapiestil: Sie problematisiert Dinge, die andere für normal halten. Ich dagegen neige eher dazu, die Finger von dem zu lassen, was bei meinen Klienten gut läuft. Das, was schlecht läuft, macht mir schon genug zu schaffen.

Trotz Bors scheinbarem Mangel an Selbstreflexion wusste er so gut wie ich, dass die Vergangenheit uns verband, dass unsere gegenseitige Gefangenschaft uns gelegen kam und wir mit derselben Einsamkeit vertraut waren.

Für mich war Bor vor allem jemand, dessen Schüchternheit und Misstrauen ich erkannte. Unsere Väter hatten beide die kulturell-ethnische Mordlust der Nazis überlebt und waren in eine nicht sehr gastfreundliche niederländische Gesellschaft zurückgekehrt. Bei Bors schillerndem Auftreten, der Selbstsicherheit, mit der er als bekannter, ja sogar berühmter Anwalt seine Mandanten verteidigte, kritische Meinungsartikel verfasste und alle Welt für sich einnahm,

hätte es ihn sicher verblüfft, wenn man ihn auf sein Misstrauen oder seine Schüchternheit angesprochen hätte. Trotzdem gab es sie, immer. Ich sah sie. Es dauerte lange, bis Bor neuen Situationen und neuen Menschen vertraute, es kam nicht von ungefähr, dass wir uns gegenseitig fürs Leben gefangen nahmen. Aber hatte ein Fremder ihn erst für sich eingenommen, sagte er einmal, tue er sein Möglichstes, um dessen Herz zu gewinnen und ihn als Freund zu behalten – eine beruhigende Eigenschaft für jemanden wie mich.

Meine Beziehung mit Herman Meyer, meiner ersten großen Liebe, war einzigartig und alles versengend gewesen, schlichtweg lebensgefährlich. Deshalb überlegte ich mir ganz genau, ob ich mich noch einmal auf eine Beziehung mit Bor einlassen sollte. Auch Emotionen sind opportunistisch.

Nach Hermans Tod war Bor sofort zur Stelle gewesen, um nach mir und Philip zu schauen, und nachdem er uns ein Jahr lang scheinbar beiläufig umsorgt hatte, wurden seine Besuche wie von selbst zur täglichen Routine. Ich hatte mich in meiner Trauer zu Hause verkrochen, aber das schreckte ihn nicht, er organisierte so oft wie möglich einen Babysitter und führte mich aus. Weitere sechs Monate später zogen wir bei ihm ein. Darauf hatte er strategisch und zielsicher hingearbeitet, aber seine rührende Ausdauer wird mir erst heute so richtig bewusst.

Weil er eine solche Ruhe ausstrahlte, verliebte ich mich intellektuell wieder genauso in ihn wie zu der Zeit vor Herman, vielleicht sogar noch mehr. Wir kannten uns auf Anhieb, ohne uns miteinander identifizieren zu können oder zu wollen, und waren beide ein bisschen stolz auf das

angenehm Logische unserer Verbindung, als wäre unsere Liebe nicht nur ein Mix aus Projektion, Trost und Lust, sondern auch eine schöpferische Leistung.

Durch Bor kam ich zu der Überzeugung, dass Liebe, neben der Sehnsucht nach der erregenden Nähe des anderen, auch das Verlangen nach Geborgenheit und Entspannung sein darf. Es gibt keine Sicherheit. Kann man denn je wissen, wie groß die eigene Liebe oder die des anderen ist? Liebe läuft im Wesentlichen auf Interpretation hinaus. Zeichen der Zuneigung können viele Formen annehmen, Zeichen fehlender Zuneigung auch. Nicht jeder ist in der Lage, das auseinanderzuhalten und die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen. Bei Bor und mir jedenfalls gaben alle Anzeichen während der langen Zeit vor unserer unerwarteten Trauung Grund zur Hoffnung.

Trotzdem war ein wenig materielle Sicherheit in meinen Augen kein übertriebener Luxus. Ich wohnte schon jahrelang ohne jeden formellen Status oder Rechte mit Philip bei Bor, bevor ich ihn schließlich mit viel Gezeter dazu brachte, diesen Aspekt unserer Beziehung zu regeln. Bis dahin staubte alles, was mir gehörte, in der Amsterdamer Mietwohnung ein, wo ich mit Herman gelebt hatte.

Bor fand mein Bedürfnis nach einer Formalie damals genauso merkwürdig wie meinen Wunsch zu heiraten, doch ich war mittlerweile derart zermürbt von den Unkenrufen und dringenden Empfehlungen meiner Familie und Freundinnen, dass ich wider meine Natur mit Maßnahmen drohte (oder vielmehr *einer* Maßnahme: ihn zu verlassen), wenn wir keinen Partnerschaftsvertrag schlossen.

Die Vereinbarung wurde von einem Notar beglaubigt,

und damit war für Bor, der die Prozedur schmunzelnd über sich ergehen ließ, alles geregelt, was es zu regeln gab. Sein Schmunzeln war umso unverständlicher, als er selbst seinen Mandanten immer zu solchen Verträgen riet. Heiraten würden wir »irgendwann bestimmt auch noch«, fügte er mit einem Blick auf mich hinzu, die ich während der ganzen Verlesung kein Wort gesagt hatte.

Auch am nächsten Tag war ich stiller als sonst. Ich fand, eine Heirat hätte unsere Verantwortung füreinander viel eleganter und liebevoller garantiert. Aber jetzt war das Thema wohl für die nächsten Jahre abgehakt. Also schwieg ich, wohlweislich, wie es heißt, dabei hätte ich nach Herman wissen sollen, dass man sich besser nicht gedankenlos über vage Kränkungen und Ängste hinwegsetzt.

Als ich Bor eines Tages erzählte, ich sei schwanger – eine Erkenntnis, von der ich selbst wie vom Schlag getroffen war –, konnte ich zwar verstehen, dass er erschrak, war aber trotzdem empört. Von einer Schwangerschaft kann man sich doch nicht einfach so distanzieren. Konventionell, ja, etwas für gewöhnliche Sterbliche, natürlich ... Ich hatte fast das Gefühl, mein offenkundiges Menschsein verstörte ihn, obwohl Philip doch schon eine ganze Weile der lebende Beweis dafür war.

Meine Euphorie war Bor wohl etwas unheimlich, als würde ich plötzlich einer anderen Spezies angehören, die sich bedenkenlos den widerwärtigen Machenschaften der Natur fügt. Sein eigenes Zutun ließ er der Einfachheit halber unter den Tisch fallen. Es war fast, wie ich im Gespräch mit Martha erschüttert feststellte, als hätte ich ihn und uns verraten.

Natürlich entpuppte er sich, wie alle weltfremden frischgebackenen Väter, nach der Geburt von Samuel (Sam) als manischer, hilfloser Bewunderer des menschlichen Kunstwerks, zu dem er zu seiner Fassungslosigkeit beigetragen hatte. Ein Glück, denn als junge Mutter war ich Bors Marotten gegenüber deutlich weniger mild gestimmt. Das nahm er sich zu Herzen, und als Pol sich ein Jahr später ankündigte, erklärte er dem Ungeborenen schon beim ersten Ultraschallbild seine Liebe.

Wir verbrachten eine Woche in New York, im Spätsommer, in einem Hotel beim Columbus Circle. Philip war fast fünfzehn, Sam inzwischen fünf, Pol vier. Bor hatte alles vorbereitet.

Na ja, *alles* trifft es nur, wenn man ein Anhänger des Minimalismus ist. Wie dekonstruiert man eine Trauung von A bis Z? Als Erstes mussten wir an besagtem Freitag eine Heiratserlaubnis bei der Stadtverwaltung einholen, vier Tage später sollten wir uns dann bei einem Rabbi zu Hause unter der Chuppa das Jawort geben und das Glas zertreten, im Beisein unserer Kinder.

»Piece of cake«, rief Bor strahlend, sein sonst so blasés feingeschnittenes Gesicht von der New Yorker Sonne braungebrannt und schweißglänzend, sein Haar zerzaust und im Nacken kräftig gelockt, die Augen fast schwarz, mit den langen Mädchenwimpern, die mir nur noch sporadisch auffielen.

Fuchsteufelswild war ich und ärgerlicherweise auch übergücklich. Gleichgültigkeit, Desinteresse – jetzt stellte sich heraus, wie viel Kraft sie mich gekostet hatten. Mein

Vorrat an liebevollen Momenten war eindeutig erschöpft. War ich wütend, weil dieser Plan zu einem von Bors vielen Projekten verkommen war, mit denen ich aus Selbstschutz (und Gewohnheit) möglichst wenig zu tun haben wollte? Oder weil ich mir nach all den Jahren keine Illusionen über seine Spontaneität und seinen Sinn für Romantik mehr machte? Der Verdacht, eine Steuerersparnis stecke dahinter, hatte sich jedenfalls in mein Bewusstsein gefressen und nagte an meiner ansonsten dämlich-diffusen Freude.

»So ist es doch richtig schön«, jubelte Bor, der es wohl für das Beste hielt, meine gefährliche Stimmung zu ignorieren. »Wir fünf zusammen? Das wünschst du dir doch schon so lange?«

Aber nicht zwischen Tür und Angel, nicht so, nicht jetzt, dachte ich, außer mir vor Wut und Verzweiflung. Weil ich aber wusste, dass es mein großer Wunsch war, ich es also sowieso geschehen lassen würde, wollte ich uns die Laune nicht durch Schimpfen verderben.

Mit Sicherheit und Rückhalt war ich nicht gerade verwöhnt worden. Schon in der Beziehung mit Herman hatte ich mich wie eine alleinerziehende Mutter gefühlt, lange Zeit war mir nur die Verantwortung für Philip wichtig gewesen. Jetzt war er fast fünfzehn, aufbrausend und brillant, und noch immer dachte ich auf Schritt und Tritt an ihn und seine Zukunft, an das, was meiner Meinung nach in seinem Interesse lag.

»Die Zeit war einfach noch nicht reif. Aber jetzt schon. Und für die Kinder ist es doch auch toll. Stell dir vor, du bist als Kind bei der Hochzeit deiner Eltern in New York dabei!«

»Was für ein Blödsinn ... Die Kinder wollen auf den Spielplatz und Eis essen. Auf's Empire State Building. Und Philip ...«

»Nein, zu den großen Zwinkertürmen!«, rief Pol.

»Und was ist mit meiner armen Mutter«, jammerte ich noch ein bisschen.

»Die ist bestimmt total glücklich, wenn wir es ihr zu Hause erzählen.«

Die Kleinen waren sofort begeistert von der Idee.

»Bist du da ganz in Weiß?«, fragte Pol. »Oder wieder ein Hippie?«

»Ein Hippie?«, sagte ich beleidigt. »Und wieso ›wieder?‹ Nein, ich habe keine Zeit, ein Kleid zu kaufen. Und Weiß trägt man nur, wenn man jung und unschuldig ist!«

Sam fragte, wie lange es dauern würde.

Philip reagierte zurückhaltend. »Super, Mama, aber ich wusste gar nicht, dass du das willst«, sagte er etwas zögerlich. »Warum solltest du heiraten?«

»Ach, das ist eine reine Formsache«, sagte ich heuchlerisch.

»Darf ich das Rüschenkleid anziehen?«, schrie Pol.

»Natürlich. Das musst du sogar!«

»Es dauert nicht lange!«, beruhigte Bor Sam. »In einer halben Stunde ist alles über die Bühne, dann gehen wir was Leckeres essen.«

Philip war inzwischen wieder in seinem Zimmer verschwunden.

»Na toll!«, sagte ich bitter.

Die Kränkung nagte an mir, zwischen Magen und Herz, wo mein Tränenspeicher liegt, und der fühlte sich gerade